# Die erweiterte Vier

Autor(en): **Rychner, Max**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-748329

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

keit offenbart haben. Ich denke ihn mir jetzt gerne Hand in Hand mit unserm Gotthelf; es ist genug wahres, kerniges Schweizertum, altes Volkserbe, was die beiden miteinander verbindet.

Zürich und Bern sind zu verschieden, als dass sie in harmloser Eintracht, ohne Strauß und Neckerei selbander durchs Leben wandeln könnten; sie sind aber auch zu verschieden, als dass nicht eines des andern zu seiner Ergänzung nötig hätte. Zusammenschweißen kann man sie nicht, soll man sie nicht. Wünschen wir, dass jede von den beiden Städten in der drohenden Überflutung des Fremdländischen ihre Eigenart bewahre.

BERN OTTO v. GREYERZ

⊠ ⊠ ⊠

## DIE ERWEITERTE VIER

Er gab die Pferde auf.

Das Schicksal des Alois Rohrer hatte sich auf die Vierzahl versteift. Er wusste es und hatte es schon als Junge erkannt, als ihm sein älterer Bruder beim Holzspalten den Daumen abhackte. Es war an seinem vierten Geburtstage gewesen, und wie oft hat er sich an seiner Vierfingerhand gezupft, wenn ihm sein machthaberisches Schicksal einen Schupf gab. Mit der verstümmelten Hand ist er durch die Jugend gestolpert; ja an der fehlenden Fünf ist er gestrauchelt und hat sich dann streckenweis auf allen Vieren tierisch vorwärtsgeschuftet. Darum hat ihn auch sein Gewalthaber zu den Tieren geführt und ihm dort beibringen lassen, dass die Vier ein Fluch sei, den man nur trägt ohne im Kreuz zu brechen, wenn man mehr als zwei Beinstützen hat. Wenn Rohrer in der Genossenschaftsbrauerei Fuhrmann wurde und mit schweren Gäulen das Bier führte, hat sein Schicksal recht behalten: Vier Hufe, vier Räder und den Reim obendrein — Bier — vier... und wenn's eine heilige Sieben gibt, so gibt's auch eine verfluchte Vier, sagte Rohrer. Aber er sagte es nur zu sich und war ängstlich bedacht, keinem Menschen sein Schicksal beim Namen zu nennen. Seine Gattin wusste es auch nicht. Sie gebar ihm dreimal ein totes Kind. Sie hätte den Mut zum

vierten gewiss nicht aufgebracht, wenn sie seinen Fluch gewusst hätte. Sie starb am vierten Kinde und ließ es ihm. Alois richtete sich an ihm auf. Ein Fluch, redete er sich zu, kann nicht so liebliche Form zeugen, wie sie sein Gritli brachte. Oder es ist ein tapferer Fluch, der gütig kneten will an mir.

Er setzte sich nun als Vater aufrechter auf seinen Bierwagen und fand in seinem Berufe plötzlich seltsame Schönheiten. Sitzt er da nicht hoch über den Rücken seiner Vierer; kann er nicht sein Schicksal peitschen, wenn er will. Aber er vergreift sich nicht. Wenn die da drunten nicht willig sein mögen, braucht er nur nach dem Peitschengriff zu tasten — und das Schicksal ist mürbe. Die Peitsche ist herrlich. Andere haben ihre Talente, um das Schicksal zu locken; sie haben Künste, haben Laster, locken mit Gold, ködern mit Andacht. Aber er hat seine Knallpeitsche. Sie wippt fröhlich mit, wenn der Rasselwagen wie eine schöne Handgebärde einen Straßenrand nimmt; die Schlinge folgt ausholend dem Bogen wie der Schatten der Hand.

Heute schwingt Alois gar die Peitsche, wenn zwischen Stadt und Dorf die Landstraße weiß und glatt liegt. Er knallt einmal. Das Schicksal da unten wiehert und möchte ihn glauben machen, es sei ja nur ein Pferd, das die Abendluft in den Nüstern spürt, und könne nichts dafür, wenn es vier Beine habe. Aber er traut dem Wiehern nicht. Er knallt viermal und ist doch erwartensbange wie ein Bube, der eine Wespe in der Streichholzschachtel neckt. Zeig den Stachel, Schicksalsvieh. — Bä, heut ist er mutig! Heut ist Gritli vier Jahre. Er will viermal vier knallen, und wenn darauf keine Achse bricht, will er dem Schicksal in die Larve speien.

Die Pferde pusten. Er knallt in Vierergruppen.

O, er gewärtigt alles. Eins — zwei — drei — vier!

Pfui, solch albernes Schicksal.

Er zählt am Bord vor sich vier Pappeln ab. Wenn die vierte hinter ihm ist, muss etwas geschehen, muss ihm das Schicksal Rede stehen. Er will Gewissheit.

Hü. Eine schon!

Vorwärts. Er knallt und peitscht. Die Töne kollern wie Pferdeäpfel in den Straßengraben. Einige bleiben um die

Lederschlinge kleben. Er schleudert sie widerwärtig weit im Bogen in die Felder hinaus.

Die zweite! Er schlägt die Tiere. Die Schlinge züngelt um die empfindlichen Prallbäuche.

Die dritte! Rascher. Die Flaschen in den Kisten schütteln sich unwillig und die Fässchen wackeln mürrisch. Er dreht den Peitschenstock und schlägt mit dem Griff auf die schweißnassen Schenkel der aufgeschreckten Pferde.

Die vierte Pappel!

Hol dich der Teufel, Viererfluch, wenn du nicht parieren willst.

Keine Achse kracht, keine Speiche löst sich, kein Pferd sinkt zusammen.

Er spuckt seine Verachtung weit aus.

Willst du nicht? Kannst du nicht? Gib mir Antwort, Fluch. Heute musst du mir stehen, oder du fällst.

Er lässt die Zügel schlaff. Die Pferde traben noch und lenken dann erschöpft in ihren schweren, steten Schritt ein.

Im Dorfe bedient er die Gasthäuser und leert im letzten vier Gläser.

Und nun rasch heim. Gritli hat ja Festtag. Er klettert auf den Bock und lässt stieben. Wer weiß, der vertrackte Fluch ist ihm voraus. Wischt dort nicht ein schwarzes Ding vor ihm her? Greift es nicht über den Hügel hinunter in die Stadt, hinein in die Straßen, und presst und würgt?

Gritli, ich komme.

Es dunkelt unterwegs. In der Stadt vor ihm brennen die ersten Lichter. Sie teilen und vervielfachen sich, klettern den Berghang hinauf, leuchten unten am See auf; sie stellen sich in Reihen und bilden Zeichen. Dort und drüben ducken sie sich zusammen, sie flacken und flüstern und stechen bösartig gegen seine Augen.

Alois Rohrer knickt auf dem hotternden Sitze zusammen und lauert ängstlich vor sich hin. Die Fuhre sprengt zwischen die ersten Häuser der Vorstadt. Dunkle Baummassen verschwören sich mit grellen Brandmauern; große böse Grimassen grinsen aus den Schatten.

Die Straßen werden enger; wie in tiefen Graben fährt er den Hauswänden entlang.

Ein Kind huscht aus einem Türloch.

Oder war es ein Hund?

Es kreischt. Rohrer reißt die Zügel zurück und springt vom Sitz. Seine Lederschürze steht steif und ohne Falten um die zitternden Beine. Menschen gaffen. Man zieht einen blutenden Hund unter dem Wagen hervor. Er wimmert noch.

Alois Rohrer kann nicht begreifen, dass es nicht Gritli ist.

Er stieg nicht mehr auf den Wagen, sondern fasste die Pferde am Zaumband, und sie gingen mit ihm zu den Stallungen. Er war wieder eingeschirrt und der Fluch lag wie ein Kummet um seinen Hals. Der Tyrann hat geantwortet; er hat also gewollt, hat gekonnt. Er ist ihm Rede gestanden.

Rohrer spürte den Drang, Hafer zu kauen, die Nüstern zu blähen, nach hinten auszuschlagen.

An der Stalleinfahrt wartete Gritli. Es trat, als es den Vater erkannte, aus dem Schattendunkel ins Helle. Er erschrak, weil es gesund dastand und nicht mit gequetschten Gliedchen auf dem Pflaster zuckte. Das Mädchen fasste seine Rechte und sagte:

„Vater, ich warte schon lange auf dich. Ich bin im Heim fortgelaufen. Du kamst so lange nicht. Wenn jetzt schon Nacht ist, so habe ich dennoch immer Geburtstag, gelt?“

Er ließ die Pferde ihren Stall selbst aufsuchen und hob das plaudernde Kind auf seinen Arm. Musste auf Händen und Füßen gegangen sein, so sollte doch das Kind auf seinem Rücken reiten, ja bei Gott.

Seit Gritlis Geburt hat er sich wacker auf die Hintern gestellt und hat den Viererfluch nicht mehr aufhocken lassen. Nun ist er wieder vornübergefallen und der Unterdrücker reitet auf ihm. Der verkarrte Hund war die Antwort: Alois Rohrer, ich bin noch da! Du hast gezweifelt und mich gefordert. Hei, dein Schicksal lebt.

Er versucht die Not in den Wind zu schlagen: Hat nicht schon mancher einem Lumpenhündchen das Licht ausgelöscht? Schon mancher, ja. Der aber hat's nicht gewollt, hat nicht eine Antwort verlangt wie er. Hat nicht geschrien:

Fluch, Schicksalsfluch, bist du oder bist du nicht, wie er. Andere haben dem Schicksal vertraut und es getragen.

Das verkarrte Viech hat vier Beine, das ist deutlich. Es hätte zwei haben sollen, dann hätte er sich nicht gewehrt und die Antwort streitig gemacht. Wenn ihm so ein dummer Radler unter die Hufe gefegt oder ein Geflügel zwischen die Räder geflattert, oder wenn er in einen Pfosten gerasselt wäre, dann hätte er geföppelt: Das stimmt nicht, mein Vierertyrann; ich will klare Antwort und kein Zufallspiel. — Jedoch ein Vierbeiner, an Gritlis viertem Geburtstag, nach vier gesoffenen Bieren ...

Er drückte das Mädchen an sich und ging in die Schreibstube der Betriebsleitung. Dort gab er seine Lieferscheine ab und meldete, dass er einen Hund überfahren habe; er wisse nicht, ob ihn Schuld treffe oder nicht. Man lächelte nachsichtig, lud ihn feierlich ein, sich zu setzen, und teilte mit, die Brauereigenossenschaft habe beschlossen, die Pferdefuhren bis auf einen kleinen Bestand an Tieren aufzuheben und zum Verkehr mit Lastautomobilen überzugehen. Die Vorteile des Motorwagenbetriebes seien einleuchtend. Da man indessen annehme, Alois Rohrer, als einer der ältesten und bewährtesten der Fuhrleute, werde sich nicht begeistert zu einer Chauffeurfahrlehre entschließen, gedenke man insbesondere seine Pferde zu behalten, mit denen er zu gelegentlichen Fuhren verwendet werde.

Gritli war am Halse seines Vaters eingeschlafen. Ein inneres Zucken drängte aus Rohrer. Gritli schrak auf.

Alois Rohrer trug nun sein Mädchen zurück in die Kinderbewahranstalt, wo es seit seiner Mutter Tod versorgt war. Das Haus stand in einem zierlichen Gärtchen, dessen Blumen die Pflege im selben gütigen Handgriff mit den Kindchen genossen. An einem blechernen Dache über der Haustüre stand zu lesen: Zum Guten Hort. Die kleinsten Zöglinge waren schon längst zu Bett gebracht. Einige Bürschchen und Mädchen in Gritlis Alter saßen noch schläfrig in einem kahlen Esszimmer hinter niedern Tischen. Sie rissen die Händchen unter den schweren Köpfen weg und schrien erfreut auf, als Rohrer mit seinem Mädchen im Arm eintrat: Da ist ja endlich

das Hüroß! Guten Abend, guten Abend. Sagst wohl schön guten Abend, Hüroß!

Rohrer pluderte seine Lippen vor, stieß Luft aus: Bwww, bwww, warf den Kopf in den Nacken und ließ ihn wieder vorfallen. Das hieß: Guten Abend, ich bin ein sehr mutiges und frommes Pferd. Die Kinder krabbelten um seine Beine, erstiegen seine Achseln, zügelten ihr Pferd an Haaren, Ohren, Schnurrbart. Gritli war die Kunstreiterin. Das Pferd pustete: Bwww, bwww. Es schlug mit den Beinen übermütig hinten hoch, tat störrisch und fromm, warf ab und duldete. Die Leiterin der Anstalt stellte sich unter die Türe und sagte: „Fein, fein. Das Gritli hat aber ein prächtiges Ross zum Geburtstag bekommen". Das Pferd ließ sich vornüber zwingen und musste auf Händen und Füßen sechsfache Last durch das Zimmer tragen. „Sag guten Abend, Hüroß, mach brrr!"

Mit dem Gewähren stieg das Begehren. Gritli verlangte eifrig: „Kannst du auch machen wie ein Töff? Weißt du: puu, puu!" Rohrer erhob sich ernüchtert und nahm Abschied. Er trollte sich planlos durch die nächtlichen Straßen. Soll er gar nicht mehr auf vier Füßen stehen dürfen? Soll er auf Rädern rollen? Darf er kein Herz mehr haben mit Blut und Puls? Gritli, du böses Kind! Reichst du dem Schicksal das Händchen und peinigst mich mit? A, dann soll der Motor gefüllt werden, und die Räder im Kopf mögen laufen. — Er kam betrunken in sein Mietzimmer.

Am Morgen blieb er im Bette liegen und schwatzte: Ich kann mich nicht mehr aufrichten. Ich liege im weichen Dreck. Wo sind meine Beine? Aha, ich muss auf Rädern rollen. Benzin soll ich haben. Oder Bier. Für meinen Motor da. Gritli, warum verlangst du, dass ich pu pu mache? Glaubst du auch an die Vier? Hört ihr, es glaubt auch dran. Vier. Bier. Tier. Und nun schmier mir die Räder. O hörst du nicht!

Gegen Mittag erhob er sich und ging faul an die Arbeit. Seine Beschäftigung blieb vorerst noch die bisherige. Zuweilen aber, wenn er von den Fahrten heimkam, fand er wieder einen Stall leer und ausgeweißelt, und bald machte sich darin ein schnatternder Wagen wichtig. Seine Ausfahrten wurden kürzer

und gingen bald nicht mehr über den Stadtbann hinaus. Zu den jüngern Fuhrgenossen, die alle zum Kraftwagen übergingen, verlor er seine gutartige Zutraulichkeit. Er knurrte sie an oder versuchte zu foppen: „Da setzt ihr euch in ein Billetthäuschen und habt nichts vor euch, zu dem ihr Hü sagen könnt. Euer Kopf ist kaum höher als die Köpfe des blödesten Fußgängers. So müsst ihr ja den Weitblick verlieren." Er schmähte den Motordienst, weil er in sich das Tier loben und adeln wollte. Jedesmal, wenn nach einer Ausfahrt wieder ein Pferdepaar weniger in den Stallungen stand, trank er sich abends voll. Seine Tiere wurden ihm immer weniger wert, und sein eigener Wert sank ihm mit den Tieren. Selbst seine Frachtgüter wurden wertloser und demütigten ihn. Wenn er mit seinem nun einzig übriggebliebenen Gespann den Rossmist in die Gärtnereien an der Stadtgrenze zu führen hatte, war er nach der Arbeit darauf bedacht, den Mistgeruch im Trunk zu ersäufen. Er ging nicht mehr ins Kinderheim nach Gritli sehen. Es würde ihn fragen, ob er nun wie ein Auto pu pu hornen könne. Er erwachte morgens unmutig und riss den Missmut in den Arbeitstag mit. Er zählte sich beim Aufstehen vor: Eins, zwei, drei. Aber er blieb liegen und ging erst auf vier aus dem Bette. Da haben wir den Fluch: Das Aufstehen. Dann kamen aber die bösen Nächte, in denen ihm wirre Träume Gaukellösungen boten: Schneide dir die Finger zurecht. Weg mit dem vierten! Er wurde gehässig auf die Träume. Aber sie trugtrösteten weiter: Wenn du dem Bett ein Bein absägtest, Rohrer. Das Teufels-Vierbeinbett ist an deiner Ruhelosigkeit schuld! — Er versuchte auf dem Zimmerboden zu schlafen. Ein Traumschmeichler lockte wieder: Hackst du nur einen Finger von den vieren ab, so hast du immer noch acht. Acht aber ist zweimal vier. Du wirst zwei nehmen müssen. Aber nicht links einen und rechts den andern, sonst hättest du wieder vier an der Linken. Beide an der Rechten weg, sei klug! — Er wachte stündlich auf, weil ihn der harte Boden drückte; er rief aus dem Traum: Dann wären ja rechts nur noch zwei. Nein, ich glaube nicht an die Vier. — Eine Turmuhr schlug vier Uhr. — Glaubst du, Wetterskerl? — Ja, ja! Ja, ja.

Aus dem Kinderheim kam eines frühen Tages ein Brief. Gritli kränkle, er möge vorbeikommen. In Alois Rohrer stieg eine wilde Angst. Wird es verlangen: Mach pu, pu!? Nein, es wird nichts mehr hören wollen, wird nichts mehr sehen wollen von dir. Er wird in den Augen lesen müssen: Du hast die Antwort; ich muss fort. Und dennoch achtete er tagsüber auf alle Autohupen, hornte die Töne nach. So schreit es, wenn es Platz will: Huu, huuu, huu! So mahnt es: Gib acht, pu, pu! Und wenn es dich grüßt, Gritli, dann hörnelt es: Ei sieh! Ju ju ju, juhu hu hu! — Rohrer lachte, wenn ein Straßenbube erschreckt beiseite rannte und sich mit erstaunt suchenden Augen nach einem Platz heischenden Auto umsah. Er lachte dem Genarrten ins Gesicht und dachte an heut abend. Über die Mittagessenszeit rannte er hin. Das Mädchen saß schlummernd im blühenden Garten. Er blieb vor ihm stehen, bis es die Kühle seines Schattens spürte und die Augen aufschlug. Es breitete seine Arme nach ihm aus und zog sich selig an ihn. Jetzt wird es wieder gesund. Es wundert, plaudert, fragt und fragt wieder. Hast du alles gefragt, Gritli? Hast du nach allem gebettelt, Gritli? Soll er: Guten Abend, Hüroß! — schnauben? Nicht? Wie ein Töff pu pu? Es klatschte in die Händchen. Hu, huuu, huu! O, wie es der Vater versteht: besser als das Horn selbst. Hu, huuu, huu! Weg, weg, ihr Blumen, macht Platz Löwenmündchen. Beiseite Denkeli, ihr mit den gemütlichen Katzenfrätzchen. Trag doch Sorge, vorwitziger, aufdringlicher Fliederbusch, weg mit den zarten Hälmchen, Jungferngesichtchen. Und du, Graniumstöcklein. Achtung, mein Vater kommt gefahren. Hu, hu. Vater Rohrer muss sich lässig vornehm auf den Stuhl pflastern. Muss das Lenkrad drehen, rechts — links. Gritli darf die Hupe drücken. Es lehnt sich vergnügt zurück. Flattern die Haare? Wippen die Federn? Um alle Ränke im Garten fahren sie. In Gedanken. — Nun hinausgehuscht, auf die Straße, durch die Stadt, über die Plätze. Steht der Polizeimann und grüßt stramm. Bleiben die Tanten und Kindermädchen stehen und sagen: War das nicht Vater Rohrer mit Gritli? Ei, wie vornehm. Ju ju ju, juhu hu, huuu!

Gritli schlief in sausender Fahrt im Lehnstuhl ein. Alois

Rohrer ging leise fort. Er konnte leise tun, denn er ging wieder aufrecht. Der Fluch möge nun wieder den Buckel hinauf wollen. Schon besetzt, Vierer. Da oben sitzt die Tochter. Die geht glücklich ins fünfte.

Er gab die Pferde auf und lernte das Auto lenken. Er lachte zu seinem Schicksal und sagte: „Man soll sich, selbst als Gewalthaber, auf nichts versteifen. Das Auto hat fünf Räder, hat Gritli gesagt. Mit dem fünften meistert man die andern vier."

DIETIKON-ZÜRICH TRAUGOTT VOGEL

⊠ ⊠ ⊠

## DIE SCHWEIZ IM DEUTSCHEN GEISTESLEBEN

In diesen Zeiten, da in allen Staaten ein übersteigertes Nationalbewusstsein nach Ausdruck drängt, marschieren auch in der Schweiz zwei Gruppen in scharfem Winkel auseinander: die bolzgeraden Nichtsalsschweizer, und dann jene, deren geistiges Eidgenossentum sich täglich in dem Gedanken erhärtet, dass hinter den Bergen auch Leute wohnen, die zu kennen sich verlohnen mag. In hochgestimmten Momenten ist jedes der beiden Fähnlein überzeugt, das andere sei auf dem Holzweg, und zuweilen haben wohl beide recht. Denen, welche die kürzere Marschroute wählen und an den Landesmarken entschlossen haltmachen, welche Kultur bloß da anerkennen, wo sie die Marke „Bodenständig" führt, sei immerhin ein Wort Jakob Burckhardts zum Bedenken gegeben: „Es ist des Höchsten nicht so viel über die Erde zerstreut, dass heute ein Volk sagen könne, *wir* genügen uns vollständig, oder auch nur: wir bevorzugen das Einheimische; hält man es doch nicht einmal wegen der Industrieprodukte so ... Im geistigen Gebiet muss man einfach nach dem Höheren und Höchsten greifen, das man erreichen kann."

Das Höhere und Höchste ... sollten wir danach zu greifen verlernen, wo es sich eigenwillig nicht auf unseren Boden beschränkte? Was würden jene sagen, die doch auch wissen, dass die Schweiz das Pulver nicht erfand, sich jedoch mit Vergnügen und Geschicklichkeit seiner bedient? Und wenn man die Industrieprodukte, von denen Burckhardt spricht, nicht verschmäht, weshalb die unnachgiebigsten Zöllner vor den Geistesprodukten Schranken aufrichten lassen? Es ist uns noch nie wohlbekommen, wenn wir es mit einem chinesischen Mäuerchen versuchten; und denen, die es schützen soll, wächst allzuleicht ein Zopf.

Wir Deutschschweizer haben uns nun einmal damit abzufinden, dass wir dem deutschen Sprach- und Kulturgebiet angegliedert und verbunden sind; es ist kein Grund, die Köpfe deswegen hangen zu lassen. Es ist sogar ein Vorzug, auf der Schulbank sich das Verständnis unserer geliebtesten Volksdichtung, des *Tell*, erwerben zu dürfen; hätte uns ein Schicksal damit gezüchtigt, dass unsere Väter wie die der Holländer sich weigerten, eine Lautverschiebung und ähnliche Sprachprozesse mitzumachen, so müsste für unsere Jugend auch irgendein Van den Vondel jenes „Höchste" bedeuten an Stelle von Goethe, den wir als verehrungswürdigsten Glücksfall

mitbekamen. Wie steht es in unseren Schulen, wann klopft ein Knabenherz eher in Begeisterung, die ihm das schwellende Ahnen von Größe schenkt: wenn er leicht unbeholfen die *Bürgschaft* hersagen muss, oder „Ischt ächt da obe Bauele feil"? Es kommt nur auf die Maßstäbe an, denen man vertraut; auch im Geistigen gibt es einen internationalen Meter, dessen Handhabung uns auf andere Ergebnisse geraten lässt als ein helvetischer Normalschuh zu zehn Zoll. Sollte aber dem größeren Maße in unserem Vaterland die Geltung versagt sein, sollten wir in allem das heimelige Land des lieblichen Diminutivs auf -li werden, wenn doch der Begriff des Vaterlandes von einem der Muttererde getreusten Diener und Dichter, Haller, so erweitert wurde, dass dieser von „unserer vaterländischen Erdkugel" sprechen konnte? Mit nichten.

Uns blühte ja auch das schöne Los, bei großen Begebenheiten des Geistes nicht nur Zunder, sondern Funke sein zu dürfen. Unser Haller ist der erste *deutsche* Dichter neuerer Zeit, auch die Deutschen dürfen ihn mit Fug „unser" nennen; ihn verschlang in fieberhaften Nächten der Karlsschüler Schiller, um mit ähnlichen Bewegungen die ersten Schwingenschläge zu tun. Uns Schweizern gab er mehr zurück, als er uns schuldete. Wie unexakt die Welt über deutschgeschriebene Werke spricht, lässt sich in dem bodenständige Kultur gestreng fordernden neuen Buch von L. Reynaud *L'influence allemande en France* feststellen, wo der grundgelehrte Verfasser von Haller einfach „cet allemand" schreibt. Und über Gessner heißt es in noch mehr entwertender Absicht, er sei „un petit bourgeois teuton" gewesen — ein kleiner teutonischer Bürgersmann.

Soll da Einspruch erhoben werden? Soll man dem Herrn Professor Reynaud berichtigend zu verstehen geben, er begehe eine fahrlässige Gebietsverletzung, da handle es sich nämlich um die *schweizerische* Literatur? Er würde vielleicht antworten: Hätte die Schweiz allein je ihren Dichtern die Resonnanz vermitteln können, dass man sie im Chor der Weltliteratur heraushörte? Ist es nicht das ganze deutsche Kulturgebiet, das in Schwingung geriet und taube Ohren zum Hören brachte? Es wäre ihm zuzutrauen, dass er kräftige Worte Gottfried Kellers gegen die literarische Sonderbündelei zur Erwiderung zitieren würde. Wir können die Tatsache nicht eskamotieren, dass Haller, J. G. Zimmermann, Sulzer, Bernoulli, Euler, Anton Graff, L. v. Haller, Johannes Müller, dass Rousseau und Madame de Staël die Kronen des Ruhmes außerhalb unserer Demokratie empfingen, dass G. Keller, Böcklin, Leuthold, J. Burckhardt in ihren wichtigen Wanderjahren andere Provinzen durchmaßen, da unser Nährboden für Menschen großen Formates schließlich nicht unerschöpflich ist.

Wieviel verdanken wir solchen Wanderungen! Ließe sich denn etwas derartiges erwerben, was man „Weltbild" nennt, wenn dem Tüchtigen die Welt zugunsten seiner „engeren Heimat" stumm bleiben müsste! Und gerade dem geistigen Schweizer, dessen Vaterland K. V. von Bonstetten „ein Kompendium von Europa" nannte, „das die fünf Zonen zwischen Hamburg und der Dauphiné vereint"! Was wir denen verdanken, die zu *uns* kamen, ist nicht viel weniger als unsere ganze europäische Geltung. Darüber liegen die schönsten Zeugnisse gesammelt vor in einem Buche, mit dessen Bekanntschaft man den uns so freundschaftlich gesinnten Verfasser Eduard Ziehen und sich selber ehren mag; es heißt *Die deutsche Schweizerbegeisterung* (1750—1815).[1]) Mögen diese sentimentalen Reisenden jahre-

[1]) Frankfurt, bei Moritz Diesterweg, 1922.

lang vor allem der Alpen wegen hergereist sein, — es ist die Frage, ob sie nicht Hallers Alpen zu erschauen wünschten, denn ohne Hallers Dichtung hätte man in unseren Gebirgen nicht viel mehr gesucht als Granit mit Schnee dazwischen. Nun aber verstand man sie plötzlich, da sie der Schöpfungswille eines Dichters zum Symbol eines Lebensgefühles neu geschaffen hatte. Sie verloren die Schrecken für die Flachländler, seit diese in den Gipfeln die zur umfassendsten Gottheit gereckten Finger erkannten und davor in denkend-entrückte Zustände gerieten. Von diesen Höhen ward die deutsche Dichtung zur größten Vertiefung geführt, von Haller, der mit merkwürdiger Geringschätzung „mein Tand, die Poesie" sagen durfte und dennoch von Kant als „der erhabenste unter den deutschen Dichtern" erklärt wurde.

Waren es erst die Erhabenheiten der Natur, die den deutschen Wallfahrer anzogen, die Berge und als großartiges Kabinettstück der Rheinfall, so wurde doch bald die magnetische Kraft von Menschen übernommen und ausgeströmt. Wie mancher Pilgrim des Geistes trat über die Schwelle des Hauses am Berg in Zürich, bei einem der anregendsten Querköpfe unserer Literatur: dem Professor Bodmer, um ihn wie Goethe „jugendlich zu verehren". Er hatte Klopstock vorausgeahnt, und als ihm eines Tages von einem Bekannten die ersten *Messias*-Gesänge gesandt wurden, waren sie ihm nicht Überraschung, sondern Bestätigung seines schon eingewurzelten Glaubens, dass die Zeit angebrochen sei, wo die deutsche Muse „mit der britannischen im Streitlauf heiß zu den krönenden Zielen fliegen werde". Nach Klopstock kam die episch ausgesponnene Episode mit Wieland; und später versäumte kaum ein Schweizerreisender, in Briefen oder Tagebüchern von dem alten Herrn, dem die Brauen wie Büsche in die Augen hingen, Zeugnis abzulegen. Bodmers Wirkung ging auf die deutsche Literatur, die gerechterweise damit quittierte, dass sie Zürich als eines der bedeutendsten ihrer Energiezentren anerkannte. Beinahe von rührender Komik ist, wie Bodmer und Breitinger lange Jahre hindurch den Plan einer Deutschlandreise ausheckten, welche zweifelsohne zu einem Triumphzug geworden wäre, und wie sie vor der Realität der Postkutsche in aller Stille fortwährend kapitulierten; denn aus der Reise wurde nichts und abernichts. —

Verfolgt man in irgendwelchem geistigen Gewirke in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Fäden, so führt gewiss einer zu Lavater. Sein Geist war „durchaus imposant", gesteht ihm Goethe zu, und dieser Geist wusste jedem, in dem er gezündet, das Gefühl seiner Allgegenwart wachzuhalten. Das Unikum seines monströsen Briefwechsels möge Zeugnis sein: in einem Band seiner Schriften findet sich ein Nachtrag gedruckt, worin Lavater seine deutschen Bewunderer bittet, Rückporto beizulegen, da er diese Last — etwa 600 Gulden jährlich — bei allem Willen nicht allein zu tragen vermöge! Gab es wohl je einen gleichermaßen vom Schicksal vorbestimmten Fernfreund? Konnte seinem Drang nach Weite und Umfassen ein engbezirktes Land Genüge leisten? In seiner Nähe aber war es sogar Goethe immer „gewissermaßen bänglich", und dennoch: als er zum zweitenmal in Zürich anlangt, steigt er nach beschwerlicher Reise nicht gleich im „Schwert" ab, sondern eilt erst zu Lavater.

Gewiss, weder Bodmer noch Lavater haben die deutsche Literatur durch Werke des ewigwährenden Wortes erhöht. Sie waren Agitatoren, welche durch Widerspruch fruchtbar verwirrten; ihre Hände wiesen auf Wege, die zu erklimmen ihnen selber nicht beschieden war. Konnte die Schweiz damals

der sprachverbrüderten Literatur keinen Klassiker schenken, so hat sie ihr doch den weltgültigsten zu vermitteln geholfen, und zwar ihn, dem der deutsche Geist am tiefsten und mit heiligem Dank verpflichtet ist: Shakespeare. Ein Zürcher Verlag war es, der Wielands und nachher Eschenburgs Übersetzung herausgab und im Norden einbürgerte. Der frühere Milton-Kultus war ein erhabener Irrtum gewesen gegen die Religion, die in Shakespeare nun ihren Gott fand. Die Schweiz schickte sich wieder in die Rolle eines geistigen Umladeplatzes, der nach vollbrachter Arbeit zeitweise leersteht; die Wirkung Shakespeares erreichte bei uns nicht jene Tiefen, die aufgerissen werden müssen, dass eine ewige Melodie des Menschentums in befreiter Wortgestalt ihnen entsteige. Aber auch Shakespeare allein hätte die Revolution des Sturm und Drangs nichts ausgelöst, wäre nicht die beispielhaft modern-problematische Empfindungsweise durch Rousseau zu erlösendem Ausdruck gekommen. Er, der Apostel, den Spengler in einem Atem mit Buddha und Sokrates nennt, war der größte Befruchter der Epoche, und die Menschen in den shakespearesierenden Dramen jener Zeit wären ohne Rousseau undenkbar anders geartet. Seine Weltwirkung war, dass er die große Sehnsucht nach der Natur im letzten möglichen Augenblick noch zum ethischen Postulat erhob, bevor die Wendung zu Großindustrie und Großstadt sie für nachfolgende Zeiten nur noch als dialektisches Spiel erlaubt. Damals war Genf in enger geistiger Nachbarschaft mit Deutschland, durch Rousseau allein, von dem sein großer Gegenspieler in Ferney uns durch einen Kontinent getrennt erscheint.

Aber wie gefährlich ist es, genau nach Scheffeln ausklügeln zu wollen, wieviel wir gaben und wieviel wir empfingen! Es blieb ja doch alles innerhalb eines großen Organismus, und auch im Menschen rechnen Herz und Hirn nicht darüber ab, was sie sich gegenseitig schulden. An der deutschen Klassik hatte die Schweiz nicht aktiven Anteil; die Romantik scheint für unser Land gar nicht existiert zu haben. Seltsam! Der alternde Goethe wird schon nicht mehr recht begriffen, repräsentative Männer wie David Hess und Ulrich Hegner sprechen in verdrießlichen Tönen von seinen späteren Werken, vor deren Mysterien ihr Geist völlig entgleist.

„Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig" — das galt für uns um die Jahrhundertwende nicht mehr so ganz, obschon diese herrlichsten Monologverse aus dem zweiten *Faust* in Goethe und der Schweiz ihr geistiges Vaterland haben, da Goethe zugesteht, „ich hätte ohne die frischen Eindrücke jener wundervollen Natur — am Vierwaldstättersee — den Inhalt der Terzinen gar nicht denken können". Die romantische Vergeistigung der Literatur, ihre philosophischen, intellektualisierten und ironischen Neigungen und Aneignungen blieben südlich des Rheines unbegriffen. Zürich war nicht mehr das kleine Literatur-Mekka, das man besucht haben musste; für eine Zeitlang sprühte ein Nest wie Coppet irrwischhaften Glanz in die Welt, und die Hofhaltung der Madame de Staël spiegelte sich in dem Bewusstsein, ein europäisches Ereignis zu bedeuten. Dorthin ging vielfach die Reise des geistigen Deutschen; dort tummelt sich der Wortführer und Regisseur der deutschen Romantik, A. W. Schlegel, in dem munter aufgeregten Element, wie Kometen erscheinen und verschwinden Friedrich Schlegel, Humboldt, Chamisso, Zacharias Werner; die guten Geister Weimars umschweben in Stille den Ort. Die Natur hat ihre Schicksalsrolle ausgespielt und den Menschen überlassen, sie wird den Vergnügungsreisenden für konventionelle

Ekstasen preisgegeben. Kleist bemerkt nur noch nebenbei von seinem Sitz in Thun, „die Natur ist hier, wie Sie wissen, mit Geist gearbeitet"; *sein* Geist schweift indessen nach anderweitigen Höhen. Nicht mehr erliegt der Fremde der letzten Einfühlung in Land und Volk, dass ihm unversehens die Erinnerung in einem Gedicht wieder aufblühte, wie dem Einen in den Strophen „Uf'm Bergli bin i gsässe". Still und wenig bemerkt weilten Hegel, Fichte, Hölderlin, Herbart in unseren Marken als Hauslehrer. Schopenhauer schreibt im Tagebuch mehr von der Marschroute als von Menschen, es sind bereits konventionelle Erlebnisse, denen sich ein Original willig nochmals ergibt. Wo hätten sie alle ein ihnen genügendes gesellschaftliches Milieu finden sollen? Die Zeit war vorbei, wo Friedrich der Große sagen konnte, er beziehe seine Köche aus Hannover, seine Philosophen aber aus der Schweiz.

Die Tage sind längst angebrochen, wo die Schweiz beziehen muss, wenn sie Philosophie will! Das blieb so über die Zeit hinaus, wo bei Sils Zarathustra seinem Propheten in einsamster Begegnung vors Angesicht trat. Es mag für unsere Eigenart ein Charakteristikum sein, dass auch die deutsche klassische Philosophie bei uns keine Früchte zeitigte, an denen der große Stammbaum erkennbar wäre; der Straußenhandel erhärtet in seiner geistesgeschichtlichen Geringfügigkeit nicht viel mehr, als dass man den wahrhaft Großen gegenüber sich längst schon mit Straußpolitik zufrieden gegeben hatte. Im 18. Jahrhundert hat Herder einen Schweizer hochherzig in ein höchst bedeutendes Triumvirat einbezogen: „Eigentlich folgen wir so aufeinander: Iselin, ich und Kant". Dem 19. Jahrhundert bleibt einzig das Duumvirat Feuerbach-Gottfried Keller. Die Metaphysik bleibt uns landesfremd. Es braucht eine energische Phantasieanstrengung, um sich an unseren Hochschulen die Lehrstühle für Philosophie mit Schweizern besetzt zu denken. Das wäre erschreckend, würde an unser kleines Gebiet der Anspruch erhoben, eine ganz auf eigenen Füßen stehende Kultur hervorzubringen, die unter abschließender Käseglocke die symbolischen Gestaltungen für alle Spiel- und Wesensarten des Geistes erringen sollte! Unser Staat ist in politischer Beziehung durch die größte demokratische Tradition ein origineller Wert, wie ihn die Welt sonstwo nicht hat; unsere wohlwollende Neutralität soll auch auf geistigem Gebiet gelten. So wenig der Staat in seiner Neutralität beziehungslos zu den Nachbarn dahindämmert, da wir wirtschaftlich uns nicht selbst genügen können, so wenig soll im Geistigen Absonderung und Klausur gefordert werden. Wer Beziehungen abbricht, lädt den Schein der Feindseligkeit auf sich; auf jeden Fall müsste man ihn für die Erschließung eines Gegenwertes haftbar machen. Wer uns von der gesamtdeutschen Literatur der Gegenwart abspenstig zu machen unternimmt, tröstet mit dem Hinweis auf unsere neuere Dialektliteratur ungenügend. Wer unter uns als Individualität des Behauptens wert ist, wird sich behaupten, wo immer er in die Schule geht, ziehe er gen Norden oder gen Westen. Es ist keine Selbstaufgabe, wenn wir Deutschschweizer unserer Sendung in unverbrüchlicher Anteilschaft an der Schicksalserfüllung eines Genius bewusst bleiben, der nicht seiner Nation allein gehört, sondern auch uns und darüber hinaus dem großen Vaterland des Geistes: der Welt.

* * *

Die Schweiz im deutschen Geistesleben — das ist der Titel der „Enzyklopädie des deutschschweizerischen Geistes," welche Harry Maync in Bern herausgibt.[1]) Der Verlag Haessel in Leipzig, der die Bändchen-Reihe betreut, bekundet seit C. F. Meyer lebendiges Interesse an unserem Schrifttum. Über zwanzig der buntgefiederten Büchlein sind erschienen, eine stattliche Folge ist angekündigt. Der Herausgeber geht nicht nach einem starren Plane vor, höchste Mannigfaltigkeit der Gebiete und Persönlichkeiten kommen zu einem vielstimmigen Ausdruck, dessen Einheitlichkeit sich erst später erweisen wird. Einiges ist noch nicht über die Grundsteinlegung hinausgediehen; inmitten von literarhistorischen Wiederbelebungsversuchen trifft man auf produktive Dichtung unserer Tage. Jakob Bosshart vertritt sich mit zwei Novellen, Arnold Büchli die schweizerische Lyrik als tapferer Einzelgänger mit dem Gedichtbändchen *Zwischen Aar und Rhein*. Und sonst? Wo bleiben die Dichter? Sie gehören ja wahrscheinlich nicht ganz in diese Enzyklopädie, oder vielleicht kommen sie in einer folgenden Serie in folgenden Gewittern, als geschlossene Schar mit klargestimmten Zithern.

Eine wertvolle Gesamtdarstellung gibt C. A. Bernoulli in der Schrift *Nietzsche und die Schweiz*, die in weitem Bogen über dieses begrenzte Problem hinaus die Gedankenwelt Nietzsches umreißt und deren Gesetze auf Tafeln in sprachlich zwingender Formulierung verkündet. Von Josef Nadlers kühnem Abriss *Von Art und Kunst der deutschen Schweiz* bot sich schon Gelegenheit, zu reden. Gestalt und Werk Huldreych Zwinglis fand in Walther Köhler — ist es nötig, es besonders zu bekräftigen? — einen vorzüglichen Interpreten. Samuel Singer erschließt liebevoll das geistige Wirken der Dichterschule von St. Gallen zu jener „großen Zeit der Notker, Tutilo und Ratpert, von der auch der Gebildete im allgemeinen so gut wie nichts zu wissen pflegt". Die Einleitungen zu G. Kellers und Leutholds Gedichten von E. Sulzer-Gebing halten sich mehr an das, was der Gebildete zu wissen pflegt, was aber immer noch in weitere Kreise dringen darf. Maync selber vermittelt in straffer Zusammenfassung dem Wissen des Unwissenden das Nötigste über Gottfried Kellers Leben und Werke; mustergültig hat er in einem Doppelbande die Gedichte Hallers ediert. Friedr. Gundolf haben wir eine Auswahl aus Joh. v. Müllers *Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft* zu danken, einleitend steht der in unserer Zeitschrift erschienene Aufsatz „Joh. v. Müllers Schweizergeschichte als deutsches Sprachdenkmal". Dies ist wie das Neugeschenk unseres klassischsten helvetischen Schriftstellers, und bei der Lektüre in diesem einst hochgepriesenen Werk mag sich in uns Goethes Wort bekräftigen: „Es entsteht ein allgemeines Behagen, wenn einer Nation ihre Geschichte auf geistreiche Art wieder zur Erscheinung gebracht wird." Das Behagen verflüchtigt sich zum Teil wieder vor den Bändchen der Sammlung, wo eine Landesgegend (Graubünden, Berner Oberland) „in der deutschen Dichtung" gesucht und gefunden wird. Die Themastellung will da nicht recht einen gedanklich reichen Ertrag ergeben. Johannes Jegerlehner bemerkt man wiederum an heiligen Wassern Walliser-Sagen botanisieren. —

Nehmt alles nur in allem, das Unternehmen ist freundlicher Beachtung würdig. Vielleicht wird die strenge Scheidung deutsche Schweiz — welsche Schweiz nicht durchs Band weg prinzipiell aufrechterhalten, denn Rousseau

---

[1]) Siehe *Wissen und Leben*, 1. Okt. 1922, den Aufsatz von Max Zollinger über die erste Serie desselben Unternehmens.

und Mme. de Staël, in kleinerem Maß auch B. Constant und Amiel spielten im deutschen Geistesleben eine Rolle, die zu ignorieren einem Literaturhistoriker am letzten einfällt. Lassen sich doch die ersten beiden dieser Namen in keiner deutschen Literaturgeschichte vermeiden!

Und vervollständigt sich nicht mit ihnen das Bild unserer Literatur, die in ihrer Gesamtheit die „pädagogische Provinz" der deutschen vorstellen mag?

ZÜRICH MAX RYCHNER



# WIRTSCHAFTLICHE NOTIZEN

## GROSSBRITANNIEN.

Die Außenhandelszahlen für den Monat August bestätigen den ungünstigen Eindruck, der bereits durch die Veröffentlichungen der letzten Monate erweckt worden war und beweisen im Zusammenhang mit den steigenden Arbeitslosenziffern, dass die industrielle Krise wieder im Anwachsen begriffen ist. Die Situation hat sich sogar gegenüber dem Vormonat, der bisher der schlechteste dieses Jahres gewesen war, sowohl nach der Import-, wie nach der Exportseite, verschlimmert. Die Importe sind zwar um 12 Millionen Lstg. gestiegen, aber nur infolge einer stark erhöhten Einfuhr von Lebens- und Genussmitteln und einer Mehreinfuhr von Fertigfabrikaten, während die Importe der meisten Rohstoffe zurückgegangen sind, was auf die Aussichten der Industrie ein wenig erfreuliches Licht wirft. Die Exporte (inklusive Wiederexporte) sind gegenüber dem Vormonat um weitere 2,1 Millionen Lstg. zurückgegangen, hauptsächlich auf Kosten der Fabrikate, so dass die Passivität der Handelsbilanz 22,5 Millionen Lstg. betrug (im Vormonat ca. 8,5 Millionen Lstg.).

Noch deutlicher kommen diese Verhältnisse zum Vorschein, wenn man die für die wichtigsten Industrien hauptsächlich in Betracht kommenden Ziffern zusammenstellt und sie mit den entsprechenden Zahlen des Vorjahres vergleicht:

| Importe | August 1923 | Zunahme bzw. Abnahme gegenüber Aug. 1922 in % |
|---|---|---|
| Lebens- und Genussmittel | in Mill. £ 44,1 | + 17 |
| davon Tee | „ 3,2 | + 105 |
| „ Wein | „ 0,4 | + 53 |
| Rohbaumwolle | „ 3,4 | — 27 |
| Baumwollfabrikate | „ 0,7 | + 26 |
| Rohwolle | „ 2,1 | — 64 |
| Wollfabrikate | „ 0,7 | + 37 |
| Seidenfabrikate | „ 2,0 | + 15 |
| Jute roh | 40,000 £ | — 69 |
| Rohöl und Petroleum | „ 2,9 | — 13 |
| Rohgummi in Tonnen | 10,000 | — 13 |
| Zinn in Tonnen | 1,030 | — 31 |
| Holz | „ 5,8 | + 29 |
| Rohstoffe überhaupt | „ 22,3 | — 22 |
| Fabrikate überhaupt | „ 21,8 | + 3 |